



ELFRIEDE VERHOUNIG

Wenn alles
**SEINEN
PLATZ
GEFUNDEN
HAT**



Mohorjeva
Hermagoras



Elfriede Verhounig
Wenn alles seinen Platz gefunden hat

ELFRIEDE VERHOUNIG

**WENN ALLES
SEINEN PLATZ
GEFUNDEN
HAT**

Elfriede Verhounig
Wenn alles seinen Platz gefunden hat

Lektorat: Christina Korenjak
Redaktion: Hanzi Filipič
Fotos: privat
Layout: HercogMartini

© 2023 Hermagoras Verlag / Mohorjeva založba, Klagenfurt/
Celovec – Ljubljana/Laibach – Wien/Dunaj

Gesamtherstellung: Hermagoras Verein /
Mohorjeva družba, Klagenfurt/Celovec

ISBN 978-3-7086-1250-8

LAND  KÄRNTEN
Kultur

 Mohorjeva
Hermagoras

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Die Red' ist uns gegeben, damit wir nicht allein für uns nur sollen leben und fern von Leuten sein.	11
<i>Wilhelm Millionigg, Lehrer und Volksschuldirektor</i>	
Lebensunfähig	83
<i>Anica Wurm-Olip, Lehrerin und Geschäftsfrau</i>	
Als Kind wollte ich Abt werden	113
<i>Ulrich Habsburg-Lothringen, Aristokrat und Forstwirt</i>	
A Hard Day's Night	147
<i>Willy Haslitzer, Sportreporter, Hitparadenschreiber und ORF-Landesdirektor i. R.</i>	
Kunst ist wichtig, mir sehr wichtig.	191
<i>Judith Walker, Galeristin</i>	
Was zählte, waren die Familienbande.	217
<i>Hans Pichler, Kaufmann</i>	
Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen	265
<i>Hannelore Pichler, Model und Trachtenfrau</i>	
Die Autorin	312

VORWORT

Sieben Kärntnerinnen und Kärntner zwischen 73 und 102 Jahren erzählen ihre Lebensgeschichten. Die Erinnerungen spannen sich vom Lavanttal über das Unterland und Klagenfurt bis nach Vorderberg und Heiligenblut. Mit den Erinnerungen des 102-jährigen Gailtaler Lehrers und Schuldirektors, Oberschulrat Wilhelm Millonigg, werden 100 Jahre Kärntner Geschichte lebendig und finden auch ihren Ausdruck in Liedtexten, Gedichten, Gedanken und Überzeugungen. Der Lehramtsstudent meldet sich im Jahr 1939 freiwillig zur Luftwaffe und befürchtet, der Zweite Weltkrieg würde ohne ihn stattfinden. Nur wenige Jahre später, im Juni 1943, bringt die Kärntner Slowenin Ursula Olip, verurteilt zu einer Gefängnisstrafe wegen Unterstützung von Partisanen, in der Aussiedlung ihr Kind zur Welt. Die kleine Anica wird als „lebensunfähig“ in einem Pappkarton abgelegt, von ihrer Tante gerettet und wächst zur Eisenkappler Geschäftsfrau Anna Wurm heran. In der aristokratischen Familie Habsburg-Lothringen kümmert sich ein Kindermädchen um die Belange des Nachwuchses, für den später promovierten Forstwirt Ulrich scheint der Lebensweg vorgezeichnet zu sein. Willy Haslitzer ist noch nicht auf der Welt, als sein Vater, bekannt als „Wildschütz-Jirgl“, den Widerstand in Kärnten unterstützt und zum Tode verurteilt wird. Der umtriebige Sohn wird Sportreporter und ORF-Direktor. Mitten in Klagenfurt wächst in einer Kaufmannsfamilie die vielseitig begabte Judith Walker auf und entscheidet sich schließlich für den Beruf der Galeristin. Der Pichler-Sohn Hans tritt in die Fußstapfen seines legendären Vaters und führt mit seinen Geschwistern die Familienbetriebe auf der Franz-Josefs-Höhe und in Heiligenblut in bewährter Tradition fort. Das schlesische Flüchtlingskind Hannelore wandert als 15-Jährige mit den Eltern nach Amerika aus, macht in New York Karriere als Model und heiratet 1964 in die Pichler-Familie nach Heiligenblut ein.

Die Lebensgeschichten, die ich in diesem Buch gesammelt habe, sind aus Gesprächsprotokollen entstanden. Bei der Verschriftlichung der Texte habe ich versucht, sprachlich nicht viel zu ändern, sondern ganz nah am Erzählten zu bleiben, um den Charakter der „erzählten Geschichte“ nicht zu verwässern. Auch wenn sich das manchmal holprig lesen sollte. Für einige ErzählerInnen klang die Erstversion ihres Textes dann doch zu „gesprochen“ und es wurde schriftlich nachgebessert.

Die biografischen Interviews wurden zwischen Juni 2020 und Juni 2022 geführt und schriftlich festgehalten.

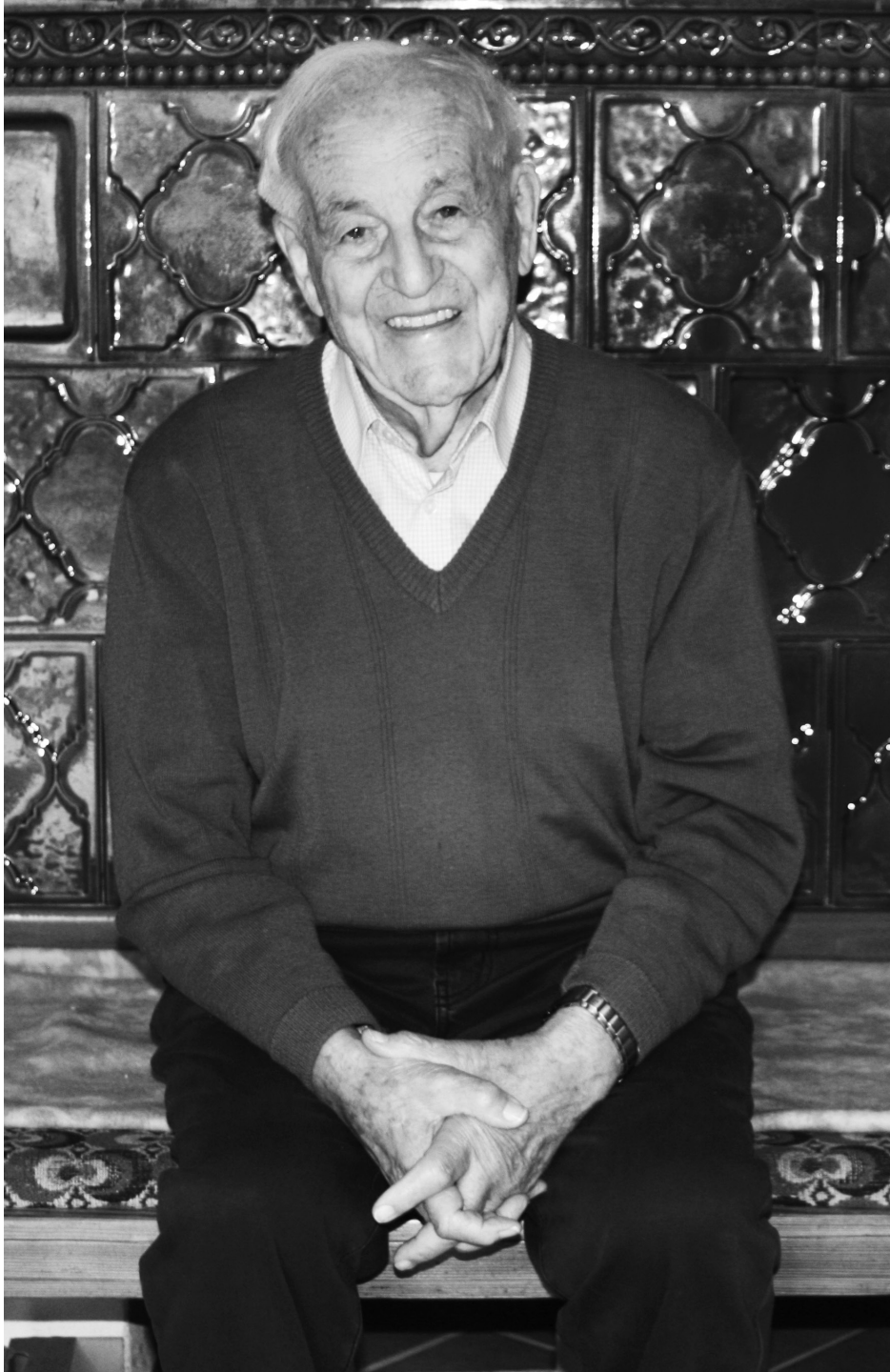
Ich bedanke mich bei den ProtagonistInnen für ihre Bereitschaft, sich auf diese Form des Erinnerns einzulassen und Einblick zu gewähren in die persönliche Lebensgeschichte, aber auch in Werte, Einstellungen, Überzeugungen, die für ihr Leben prägend waren und es noch immer sind. Was war wichtig? Was macht die ErzählerIn aus? Was wird bleiben? Was ist noch offen? Solche und ähnliche Fragen führen über die Fakten hinaus zu interessanten, tiefsinnigen Antworten.

Wieso beschäftige ich mich mit lebensgeschichtlichen Erzählungen? Lohnt es, sich zu erinnern und sich mit der eigenen Vergangenheit zu beschäftigen? Der Logotherapeut Viktor E. Frankl meint dazu: „Der Mensch sieht nur das Stoppelfeld der Vergänglichkeit – aber er sieht nicht die vollen Scheunen der Vergangenheit. Im Vergangensein ist nämlich nichts unwiederbringlich verloren, vielmehr alles unverlierbar geborgen.“ Wir sind unsere Geschichte und es lohnt allemal, sich mit ihr – und damit mit uns selbst – auseinanderzusetzen. Bei der Gelegenheit schadet es auch nicht, die tieferen Etagen unseres „Lebenshauses“ durchzulüften, die Regale und Schubladen neu zu ordnen, sodass „alles seinen Platz finden kann.“

Ich bin dem Hermagoras-Verlag und insbesondere Hanzi Filipič dankbar, ein offenes Ohr für lebensgeschichtliche Themen gefunden zu haben.

Elfriede Verhounig

Griffen, Dezember 2022



”

DIE RED'
IST UNS GEGEBEN,
DAMIT WIR NICHT ALLEIN
FÜR UNS NUR SOLLEN
LEBEN UND FERN
VON LEUTEN SEIN.

Wilhelm Millonigg
Lehrer und Volksschuldirektor

Hinein ins Leben: Schon der Start in mein Leben war außergewöhnlich, zumindest nicht alltäglich.

„An den ersten Tag reihten sich viele, viele Wochen an Wochen, Monate samt Frühlingen, Sommern, Herbstern und Wintern, Jahr an Jahre, die zum Jahrzehnt wurden, ein zweites ich anschloss, ein drittes, weiter bis zum neunten und bis das Jahrhundert vollendet war!“

Am 15. Feber 1920 veranstaltete die Feuerwehr Vorderberg ihren Faschingsball. Mein Vater als Stellvertreter des Kommandanten musste natürlich dabei sein. Zudem feierte er an jenem Tag seinen 36. Geburtstag. Wir wohnten damals im Schulhaus, weil mein Vater dort Lehrer war. Meine Mutter war also am besagten Faschingssonntag allein zu Hause, als die Wehen losgingen. Sie bat eine Frau, die ebenfalls in der Schule wohnte, Vater zu verständigen. Er eilte sofort zu seinem Vater ins Galauz-Elternhaus, spannte ein Pferd vor den Bockschlitten, um über das verschneite Moos aus dem sechs Kilometer entfernten Mellweg die Hebamme zu holen. Es war gegen zwei Uhr, als ich am 16. Feber 1920 als drittes Kind der Familie Millonigg meinen ersten Schrei tat.

Zwei Brüder, Rudolf (geboren 1911) und Josef (geboren 1913), waren schon auf der Welt, Schwester Anna folgte ein Jahr nach meiner Geburt.

Kindheit in Vorderberg

Bis zu meinem zehnten Lebensjahr war ich ein sehr empfindliches Kind und eher ein Zniachtale, ein Schwächling. Als ich vier Jahre alt war, erkrankte ich an Paratyphus. Eine Krankheit, die damals hätte tödlich sein können. Aber ich hatte eine Mutter, die sich für mich aufopferte. Tag und Nacht ... So wurde ich wieder gesund. Als Kind litt ich sehr unter meiner Verletzlichkeit. Sobald ich mich irgendwo anstieß oder mir eine Wunde zuzog, fing diese harmlose Verletzung zu bluten oder zu eitern an.

Ich erinnere mich, dass war noch vor meiner Erkrankung, als in Vorderberg mit dem Bau des Zollhauses begonnen wurde, dass mehrmals täglich zwei Lastwagen, vollbeladen mit Ziegeln, im Ort aufkreuzten. Die Wagen hatten rosafarbene Vollgummiräder und grün gestrichene Führerhäuser, die Ziegel waren auf der Ladefläche ohne Bordwände gestapelt. Für uns Kinder war das eine Sensation damals!

Emmi Kröpfl erhielt von ihrem Vater, dem Bürgermeister, zum fünften Geburtstag ein Grammophon in Form einer etwa 25 Zentimeter kleinen Blechdo-

se, auf deren Seitenteilen die „Zehn kleinen Negerlein“ abgebildet waren, dazu zwei weitere Platten. Das Geschenk war ihr „Heiligtum“. Das wollte sie vorführen und so zogen wir zu dritt, Cousin Matthias war noch dabei, von Haus zu Haus. Emmi suchte eine ebene Stelle, zog das Grammophon auf und wir freuten uns, wenn die Hausleute zuhörten.

Im Jahr 1926 deckte mein Onkel Andreas, auch Lehrer, eine Harpfe ganz nahe der Schule, neu ein. Die alten Holzschindeln lagen innerhalb der Harpfe verstreut am Boden herum, rostige Nägel ragten aus den Brettern hervor. Eine Spule war am First befestigt worden, darüber hing ein dickes Seil, das am anderen Ende eine Schlaufe zum Aufziehen der Ziegel hatte. Wir waren drei Buben, Zenz, Josele und ich, und machten uns an einem Sonntagnachmittag einen Spaß daraus, einen von uns in die Seilschlinge zu setzen und zum First hochzuziehen. Wir wechselten uns ab, sodass jeder einmal hochgezogen wurde. Als ich wieder dran und am First angekommen war, ließen Zenz und Josele das Seil los und ich prallte aus sieben Metern Höhe auf den Boden. Ich kam mit dem Rücken auf den Schindeln zu liegen und rang nach Luft. Die anderen zwei lachten mich aus, weil sie glaubten, ich machte Spaß. Bis sie merkten, dass ich tatsächlich keine Luft mehr bekam. Das war sehr gefährlich, die Geschichte hätte schlimm ausgehen können.

Ein anderes Mal wollte mir Josele etwas zeigen und zog mich mit sich in Onkels Getreidespeicher. Plötzlich hatte er ein Kleinkalibergewehr in der Hand und legte es auf mich an. Ich sagte sofort: „Josele, mein Vater hat gesagt, auf Menschen zielt man nicht.“ Fast wörtlich kann ich mich erinnern. Ich drückte mit meiner Hand den Lauf des Gewehrs weg. Er lachte: „Schau, wenn du das wärst ...“, drückte ab und es löste sich ein Schuss. Wir waren so erschrocken, dass wir uns weinend in die Arme fielen und sofort Reißaus nahmen. Bevor jemand bemerkte, dass ein Schuss gefallen war, waren wir schon über alle Berge.

Als ich 13 oder 14 Jahre alt war, unternahm mein Bruder Josef mit seinen Freunden einen Ausflug. Ihre Fahrräder stellten sie am Bahnhof in Vorderberg ab. Auch ich beabsichtigte, mit meinen Freunden eine Ausfahrt zu machen. Dafür wollte ich mir das Fahrrad meines Bruders „ausleihen“. Ich schlich mich also zum Bahnhof, stahl das Rad, schwang mich drauf und wollte Richtung Gailtalbrücke davonradeln. Dabei musste ich die Bahngleise queren. Die Straße war schottrig, ich rutschte aus, fiel auf die Geleise und blieb bewusstlos liegen. Das geschah Gott sei Dank an einem Sonntag. Denn der Unfall wurde von einem Gasthaus aus, das sonntags ein beliebtes Ausflugsziel war, beobachtet. Von dort eilte man mir sofort zu Hilfe. Jemand hob mich auf ... Und im selben Augen-



*Familie Millonigg,
um 1930*

blick war auch schon der Zug zu hören, der auf Vorderberg zurollte. Ob der noch bremsen hätte können ... Plötzlich stand auch mein Bruder neben mir, der sich sofort um mich kümmerte. Er setzte mich auf die Lenkstange des Fahrrads und brachte mich nach Hause.

Die Läuseplage, beinahe vergessen! Bemerkte unsere Mutter, dass wir Kinder uns am Kopf kratzten, wurde der Tisch leergeräumt und ein großes Packpapier ausgebreitet. Wir reckten unsere Köpfe über den Tisch und Mutter bearbeitete mit einem Kamm unsere Haare. Bald fielen etwa drei Millimeter kleine Tierlein auf das Papier, die wir mit den umgedrehten Daumen zerdrückten. Als 1926 oder 1927 das elektrische Licht kam, fand diese Aktion kurz vor dem Zubettgehen statt.

Beliebte Kinderspiele waren das Fangenspiel, „Der Kaiser schickt Soldaten aus“, „Schau nicht um, es geht der schwarze Mann herum!“ und „Hast du meine

Schere?“. Im Sommer stauten wir an geeigneten Stellen den Bach auf und brachten uns selbst das Schwimmen bei, streiften durch das mit Stauden bewachsene breite Bachbett, klaubten dürres Laub und entzündeten kleine Feuerlein. Nebenbei versuchten wir zu ergründen, wie das Rauchen wohl schmeckt. Wir wickelten Laub in Zeitungspapier ein und zündeten es an.

Mit kurzen Stäben trieben wir bloße Fahrradfelgen durch den Ort und freuten uns, wenn es gelang, den anderen zu überholen. Ruhten zeitweise die Sägewerke, trieben wir die trockenen Wasserräder an. Waren wir barfuß unterwegs, kam ich vor dem Zubettgehen unter Mutters Kontrolle in die Fußwanne.

In Vorderberg gab es zwei gedeckte Lehmkegelbahnen, wo die Erwachsenen zum Vergnügen oder im Wettbewerb oft bis in die Nacht hinein kegelten. Wir Buben rissen uns darum, die Kegel aufzustellen und die Kugeln in die Rinne zurück zu den Erwachsenen zu werfen. An Wochenenden und an Sonntagnachmittagen gab es nach jeder Runde ein paar Groschen Kegelgeld für die Aufsetzer. Einmal kegelten wir Kinder alleine und ich überhörte eine anrollende Kugel. Die quetschte mir den rechten Zeigefinger, ich blutete und lief nach Hause. Die vernarbte Wunde ist noch heute gut zu sehen.

Als ich die Hauptschule in Hermagor besuchte, vertrieben wir uns die Wartezeit auf den Zug mit „Schlatzeln“. Wir „schlatzelten“ die kleinen Tonkügelchen in ein mit dem Schuhabsatz ausgedrehtes Loch. Wer beim Wurf dem Loch am nächsten kam, war in der nächsten Runde als erster „Schlatzler“ dran, mit dem gekrümmten Zeigefinger die anderen Kügelchen in das Loch zu schubsen.

Das Schifahren lernte ich von Erich Webhofer. Er kam als Zöllner in unser Dorf und war für uns Kinder und jene jungen Leute, die Sport betrieben, ein großes Glück. Ich zähle ihn zu jenen Menschen, die mehr getan haben als nur ihre Pflicht. An Nachmittagen, an denen er dienstfrei hatte, versammelte er uns am Dorfplatz. Am Dorfende wurden die Schier angeschnallt und hintereinander ging es in gerader Linie dem „Achatzbuckl“ zu. Nach etwa 100 Metern wurde der Führende durch den Zweiten ersetzt, dann kam der Dritte und so weiter, bis wir endlich am „Buckl“ angekommen waren. Die erste Übung bestand darin, im Treppenschritt den Schnee festzutreten. Erst lernten wir den Schneepflug, dann den Stemmbogen und zum Stoppen den „Kristiania“. Als Abschluss wurde mit Haselnussruten ein Slalom ausgesteckt. Heim zu ging es wieder im Gänsemarsch, meist erst in der Dämmerung.

An manchen Sonntagen versammelte sich kurz nach dem Mittagessen Jung und Alt am Dorfplatz. Mit geschulterten Schiern ging es den Werbutzweg bis zur „Rauna“. Dort wurden die Schier angeschnallt und es ging weiter über die

Ebene bis zur Abfahrt Feistritzer Alm, dann über die Hänge hinunter bis vor die Feistritzer Kirche. Im Gasthaus Achatz wurde noch Tee getrunken, danach marschierten wir zum Zug nach Nötsch, der uns heim nach Vorderberg brachte. Meist schon in der Dunkelheit.

Die Gail als kostenloses Dorf-Freibad entdeckt zu haben, war ebenfalls der Verdienst des Sportmannes Erich Webhofer. Von der Bachmündung abwärts bildete sich eine Halbinsel aus feinstem tiefen Sand, der so heiß war, dass man gerade noch barfuß darauf laufen konnte. Aus dem kalten Gailwasser kommend, legten wir uns hin und deckten uns damit zu. Es war einfach herrlich! Entlang der Sandbank wurde die Gail nur sachte tiefer, selbst für Familien mit Kleinkindern bestand keine Gefahr, weil das Ufer ständig unter Beobachtung stand. Dieses wahre „Gailparadies“ Vorderbergs gibt es, seit die Sandbank verschwunden ist, leider schon lange nicht mehr.

Beim Galauz

Meine Großmutter Anna war eine geborene Mörzl, beheimatet in Vorderberg Nummer 55. Dort kam mein Vater Josef am 15. Feber 1884 auf die Welt. Dieser Teil des Dorfes wurde bei jedem heftigeren Regenwetter von der Gail überschwemmt, die früher noch nicht eingedämmt war. Sechs oder sieben Häuser mussten schlussendlich aufgelassen werden, darunter auch die Nummer 55. So kam die Familie zum Galauz in die Ortsmitte. Die Großeltern betrieben neben dem Bauernhof auch einen Gasthof und eine Trafik. Auch die Schule war gleich nebenan. Kirche, Gasthof und Schule eng beieinander ... In der Mitte des Dorfes.

Mein Großvater Bartholomäus Millonigg, Bürgermeister in Vorderberg, ließ drei seiner Söhne in Klagenfurt zu Lehrern ausbilden. Einer davon war mein Vater Josef. Mein Vater war Soldat im Ersten Weltkrieg und wurde mit der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Er machte sich auch im Kärntner Abwehrkampf verdient.

Vater war zwei Mal verheiratet. Seine erste Frau verstarb ein Jahr nach der Hochzeit im Alter von nur 22 Jahren bei der Geburt des ersten Kindes am Kindbettfieber.

Meine Mutter Franziska, geborene Keil, war eine geborene Kanaltalerin. Als mein Vater im Jahr 1908 in Wolfsbach (italienisch Valbruna) westlich von Tarvis am Eingang zum Seisertal zum Schulleiter bestellt wurde, lernte er dort

meine Mutter kennen. Sie heirateten im Feber 1910. Meine Brüder Rudolf und Josef kamen noch in Wolfsbach zur Welt. Als mein Vater mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum Kärntner Infanterieregiment Nummer 7 nach Klagenfurt einrücken musste, blieb meine Mutter mit den Kindern im Kanaltal. Als jedoch 1915 Italien dem Krieg gegen Österreich-Ungarn beitrug, wurde Wolfsbach vorsorglich geräumt und die Familie nach Klagenfurt evakuiert. Der Ort war durch den Artilleriebeschuss der Italiener auch bald ein Trümmerhaufen. Als Kriegsflüchtlinge wurden meine Mutter und meine Brüder später von den Galauz-Großeltern in Vorderberg aufgenommen. Nachdem mein Vater aus dem Militärdienst entlassen worden war, kehrte er ins Gailtal zurück und leitete ab November 1919 die Schule in Vorderberg.

Schule und LBA

1926 begann für mich der sogenannte Ernst des Lebens. Ich wurde Schüler und Vater war drei Jahre lang mein Lehrer. Je vier Kinder saßen in massiven Holzbänken, wobei Pult und Sitz eine feste Einheit bildeten. Das weiß ich jetzt nicht genau zu sagen, glaube aber, dass wir im ersten Schuljahr auf gerahmten Schiefertafeln, an denen an einer dünnen, kurzen Schnur ein kleiner Schwamm zum Löschen baumelte, zu schreiben begannen. Das taten wir mit einem bleistiftähnlichen, steinernen Griffel. Ich weiß, dass wir im dritten Schuljahr bereits Heft und Bleistift, Tinte und Feder hatten.

Wie gesagt, ich war als Knabe eher ein schwächliches Kind, sodass mein Vater und Lehrer Maier beschlossen: „Nein, in die Hauptschule können wir ihn nicht schicken.“ Also besuchte ich fünf Jahre lang die Volksschule in Vorderberg. Ich kam dann doch im Jahr 1931 in die Hauptschule nach Hermagor. Die machte mich erst so richtig munter und stärkte meine Kräfte. Ich war ein sehr guter Sänger. Lehrer Czeitschner führte einen Sängertwettstreit durch und ich ging daraus als Bester hervor. Es gab aber noch einen zweiten Lehrersohn in der Klasse, der auch ein guter Sänger war. Und da war der Lehrer Czeitschner so klug und sagte: „Unentschieden.“

Im Jahr 1935 kam ich in die LBA-Lehrerbildungsanstalt nach Klagenfurt. 200 traten zur Aufnahmeprüfung an, davon fielen 80 schon bei Professor Anton Anderluh in „Stimme und Gehör“ durch. Oder beim Turnen. 120 blieben für die schriftliche und mündliche Prüfung übrig. 40 wurden aufgenommen und der Wilhelm war dabei!

Im Jahr 1936 stellte Professor Anderluh aus unserem Jahrgang ein Quartett mit Theo Harrich als erstem Tenor, mir als zweitem Tenor, Wilhelm Pietschnig als erstem Bass und Franz Klemenjak als zweitem Bass zusammen. Anderluh holte uns vier aus dem Unterricht heraus, wenn er in einer anderen Klasse etwas demonstrieren wollte. Damit war für uns die Stunde gelaufen. Vor allem, wenn wir Mathematik hatten, waren wir froh, wenn er uns zum Vorsingen holen ließ.

Ich wurde Mitglied in der Katholischen Verbindung *Spanheim*. Dort waren in regelmäßigen Abständen ältere Herren eingeladen, die Vorträge über Wirtschaft und Politik hielten. Damit wurde man auch außerschulisch weitergebildet. Wir fochten auch, mit einem Stirnschild am Kopf und eingehüllt in einen dicken Rock.

Bald wurde es unruhig, NS-durchsetzt. Es war ja eine schlimme Zeit ... Arbeitslosigkeit ... Auch mich versuchte man zur HJ zu bringen. Aber das ging für mich gar nicht.

Ich glaube, es war im Jahr 1937, als auf der Sattnitz-Schanze ein internationales Schispringen mit Teilnehmern aus Österreich, Deutschland und Jugoslawien stattfand. Der Österreicher Bubi Bradl machte den ersten Platz, aber man würdigte nicht ihn, sondern hob den Deutschen, der Zweiter geworden war, auf die Schultern und marschierte mit ihm der Stadt zu. Ich erblickte einen unserer Jahrgangskollegen bei diesem NS-Zug und erzählte davon zwei Studienkollegen. Was tat einer der beiden? Ihn sofort denunzieren. Ich wurde am nächsten Tag in die Kanzlei gerufen. Das war an sich nicht außergewöhnlich, man wurde oft zum Direktor befohlen. Nichtsahnend ging ich hin und wurde gefragt: „Haben Sie den ... beim Umzug gesehen?“ - „Ja.“ Dieses Ja genügte und der Kollege wurde aus der LBA entlassen. Bald sollte sich das jedoch ändern.

Am 12. März 1938 wurden Luftlandetruppen am Flugplatz Annabichl abgesetzt, zwei LKW mit NS-Fliegern fuhren am Neuen Platz ein und wurden bejubelt. Franz Herzig, ein Kollege, der mich zur HJ anwerben wollte, überredete mich, mitzukommen. Mir gefiel der Aufmarsch nicht und ich verschwand bald wieder zurück ins Heim. Ich wohnte im Heim für Lehramtszöglinge in der 10. Oktober-Straße 16 und fand das Haus leer vor. Von den 60 Hausleuten war bis auf den Heimleiter niemand da.

Ich warf mich bäuchlings auf mein Bett und weinte bitterlich. Heimleiter Doktor Rudolf Hauser ging durch das Haus und entdeckte mich: „Herr Millonigg, was machen Sie da?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er mich mit in seine Wohnung, seine Frau wartete mir Tee auf, das Radio lief. Mehrmals wurde die Rede von Kurt Schuschnigg, die er am Vortag gehalten hatte, wiederholt:

„Und so verabschiedete ich mich vom österreichischen Volk mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: ‚Gott schütze Österreich!‘“ Wieder zurück in unserem Zimmer, stieß als Erster Franz Herzig zu mir. In meinem Knopfloch hatte ich ein rot-weiß-rotes Bändchen, das löste er behutsam und steckte es mir in meine Rocktasche.

Schon zwei Tage danach trommelte der HJ-Führer im Heim alle zusammen und zitierte den Heimleiter vor, um ihm mitzuteilen: „Sie sind abgesetzt!“ Ein Heimbewohner hatte den Heimleiter Doktor Hauser abgesetzt! Einen religiösen, korrekten Menschen. Er musste tatsächlich gehen.

Anfang April 1938 besuchte Hitler Klagenfurt. Sein Konvoi fuhr auch durch die 10.-Oktober-Straße an unserem Heim vorbei. Vor dem Haus war eine Bank aufgestellt worden, um Hitler besser sehen zu können. Es wurde ihm zugejubelt, die Hände waren zum Hitlergruß ausgestreckt. Ich war mitten unter den Zuschauern, blieb aber stumm.

Sehr bald kam der große Umbruch in der LBA. Einige Professoren und der Direktor mussten gehen ... Aber nicht viele, denn unter den Lehrern waren schon Illegale gewesen ...

Wenn wir keinen Mathematikunterricht haben wollten, brauchten wir nur zu fragen: „Herr Professor, wie ist das mit dem Vier-Jahres-Plan der Nationalsozialisten?“ Und schon war Mathematik vergessen und er referierte darüber. Die Stunde war gelaufen. Eigentlich sehr zu unserem Nachteil.

Hubert Klausner war der erste Gauleiter Kärntens. Er wurde nach Wien beordert. Als gesunder Mann fuhr er in die Hauptstadt und als Toter kehrte er zurück. Mein Onkel Markus Keil war ein Kollege Klausners auf der Artillerieschule in Traiskirchen gewesen. Klausner, so eine Vermutung, wurde umgebracht oder musste sich selbst umbringen. Man weiß es nicht. Jedenfalls bereitete man ihm ein Staatsbegräbnis, sein Leichnam war im großen Wappensaal im Landhaushof Klagenfurt aufgebahrt, Hitler war da, man spielte einen Satz aus der dritten Symphonie von Beethoven und der LBA-Chor sang den Kanon:

„Fallen müssen viele und in Nacht vergeh'n, eh am letzten Ziele hoch die Banner weh'n. Auch die übrig blieben, tragen all' ihr Mal auf die Stirn geschrieben, flammend Notfanal. Euch, die nach uns kommen, hämmern wir es ein, was zum Glück soll frommen, muss erblutet sein!“

Das Lied „Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit! Über die Zeiten fort seist du gebenedeit! Heilig sind deine Seen, heilig dein Wald ...“ wurde, wenn ich mich nicht irre, auch gesungen. Das war im Feber 1939.



*Linke Seite:
Mit Schwester Anna, 1936*

*Rechte Seite:
LBA-Singschar, April 1939*

Anton Anderluh wurde Direktor der Lehrerbildungsanstalt und Werner Fantur folgte ihm als Musiklehrer nach, damit auch als Leiter des LBA-Chores mit 60 bis 80 Stimmen. Fantur installierte sofort eine LBA-Singschar. Die oberen zwei Jahrgänge probten einmal in der Woche zwei Stunden gemeinsam. Aus dieser Gruppe suchte er sich die besten Sänger heraus. Alle strömten zu ihm. Die Gesangsproben fanden in der Freizeit statt. Er leitete sie ein, indem er sich ans Klavier setzte und Wagner aus dem ff und auswendig spielte. Großartig! Für die Singschar wählte er zwanzig Burschen und zwanzig Mädchen aus. Der Wilhelm war nicht dabei. Nicht, weil er kein guter Sänger gewesen wäre, sondern weil ich als Österreicher mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun haben wollte. Die Tenorstimme ist im Gemischten Chor besonders gefordert, deshalb kam Fantur persönlich auf mich zu: „Weißt du, es geht nicht um die Partei, es geht ums Singen.“ Da war der Wilhelm dann dabei. Man brauchte deshalb nicht umzuschwenken und ein Nazi zu sein. Vor einem Auftritt probten wir im Saal vom *Sandwirth*. „Im Feld singt die Lerch“ beginnt mit einem Septakkord. Die Tenöre erwischten den Ton nicht, ich stieß mit meinen Ellbogen nach links und



rechts, brachte meinen Ton laut hinaus. Von meinem Können überzeugt, nahm mich Fantur als verlässlichen Sänger in die Singschar auf. Damit wurde ich von den anderen anerkannt.

Es ging auf die Weihnachtszeit zu, als uns Fantur von seinem Plan einer dreiwöchigen Sängerfahrt nach Norddeutschland unter dem Motto „Der südlichste Gau grüßt den nördlichsten Gau Großdeutschlands“ erzählte. Im Frühjahr sollte es losgehen.

Bevor wir nach Deutschland reisten, beratschlagten wir, welche Kleidung wir bei unseren Auftritten tragen sollten. Bei den Mädchen war klar: die Trachten der Täler. Und die Burschen? Tracht hieße, in der kurzen Lederhose im April nach Norddeutschland – das ging ja nicht. Fantur war der Meinung, wir müssten auch als Hitlerjugend erkennbar sein. Also wurden wir neu eingekleidet und trugen ein braunes Hemd, Binde mit Hakenkreuz, Stiefelhose, Stiefel.

Wir fuhren mit dem Zug bis Oldenburg, dann weiter mit dem Omnibus bis Wilhelmshaven und wohnten dort in einem Heim. Wir nahmen Platz an gedeckten Tischen, für jeden war eine Schale vorbereitet. Wir fragten uns, was

da drinnen sei. Es war Pudding, den ich zum ersten Mal in meinem Leben genoss. Der nächste Tag war der erste April. Hitler und sein Stab hielten sich in Wilhelmshaven auf, denn das Schlachtschiff *Tirpitz* wurde vom Stapel gelassen. Unser Platz befand sich gleich neben der Ehrentribüne von Hitler.

Wir besichtigten Schiffe, die anlässlich des Stapellaufs der *Tirpitz* im Hafen lagen. Wir schauten uns auch ein U-Boot an. Es waren tolle Erlebnisse. Jede Nacht waren wir bei einer anderen Familie einquartiert. Wir waren alle begeistert von dieser Ordnung, die in Deutschland herrschte, keine Arbeitslosigkeit ... Wir lernten die Schönheit Norddeutschlands kennen, seine Kunstdenkmäler und Bauten, seine Geschichte.

Werner Fantur, ein sehr fescher und der Statur nach stattlicher, selbstbewusster, aber in keiner Weise überheblicher, junger Mann, war ein begnadeter Chorleiter und ein ebenso begabter Sprecher. Mit seinen schlichten, gescheiterten und warmherzigen Worten begeisterte er seine Zuhörer. Ohne festgelegten Text vermochte er lebendig zu erzählen. Man dankte es ihm mit herzlichem Beifall. Auf unserer Reise hatte er auch Lichtbilder mit. So präsentierten wir mit unseren Auftritten Kärnten in Lied, Tanz, Wort und Bild. Bei einem dieser Auftritte – das Licht strahlte ein wenig in den Zuschauerraum – sah ich ganz vorne eine Frau mit Tränen in den Augen sitzen. Es stellte sich heraus, dass sie gebürtige Kärntnerin war, die nach Hamburg geheiratet hatte. Die Lieder aus der Heimat hatten sie tief berührt.

Am 20. April waren wir wieder zurück in Klagenfurt. Wir waren zwar alle begeistert von Großdeutschland, ich blieb dennoch ein Österreicher. Ich konnte dieses Geschrei „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“ nicht ertragen. Auch heute noch, wenn es laut wird ... das mag ich nicht.

Wenn ich während meiner Lehramtsausbildung Zeit hatte, wanderte ich zum Flugplatz Annabichl hinaus und schaute bei der Ausbildung der Flugschüler und den Fortgeschrittenen zu. Einmal dort dabei zu sein, das war mein Ziel, dem ich alles unterordnete. Die Fliegerei interessierte mich sehr. Franz Herzig war schon 1938 beim NS-Fliegercorps bei den Segelfliegern dabei. Er brachte es zuwege, dass wir in den Ferien 1938 beim NSKK – Kraftfahrkorps in Regensburg eine dreiwöchige Mechaniker-Führerscheinausbildung gratis absolvieren durften. Wir erhielten sogar eine Reichsmark als Tageslohn, Kost und Logis waren frei. 1939 kam der Krieg, der Polenfeldzug ...

Freiwillig zur Luftwaffe

Diese Enge in Österreich, die vielen Arbeitslosen ... wir meinten, dass es im „großdeutschen Reich“ besser wäre. Von der deutschen Ordnung, die ich später im Krieg erst richtig kennen lernen sollte, war ich eingenommen. Als der Polenfeldzug so schnell beendet war, dachten wir: Jetzt wird der Krieg ohne uns stattfinden. Und wir wollten doch dabei sein und Anteil haben an dem, was geschah. Von meinem Vater, der kein Nationalsozialist war, sondern bis zu seinem Lebensende Monarchist geblieben ist, bekam ich diese soldatische Haltung mit. So meldeten wir uns als Freiwillige zur Luftwaffe. Zu elft türmten wir am 4. Oktober 1939 aus der LBA und ließen uns beim Heimleiter abmelden. Direktor Anderluh soll getobt haben. Aber da waren wir schon über alle Berge.

Wir kamen mit dem Zug über Salzburg nach Freilassing und zogen in Ainring in Baracken ein. Ainring war jener Flugplatz, den Hitler benützte, wenn er von Berlin auf den Obersalzberg kam. Wir bekamen Krampen und Schaufeln in die Hand gedrückt und waren Teil einer Baukompanie. Große Enttäuschung! Unsere nächste Station war der Fliegerhorst Neubiberg südlich von München. Mittlerweile war es Winter geworden und wir hatten die Landebahn freizuschaukeln. Von dort ging es weiter nach Babenhausen nahe Darmstadt. Der Wilhelm wurde zu einem Gefreitenlehrgang herausgezogen.

Nachdem ich im Mai 1940 zum Gefreiten befördert worden war, wurde ich Auszubildner einer Rekrutenkompanie in Rumpenheim in der Nähe von Frankfurt. Als Auszubildner war ich perfekt. Der Sonntagvormittag diente dem Krafttraining: Gewehr vorwärts führt, seitwärts führt, links führt, hoch führt ... Jeder musste so lange mitmachen, wie er nur konnte. Sobald einer das Gewehr absetzte, schied er aus. Ich gab aber nicht nur die Kommandos, ich machte auch selbst mit! Denn ich wollte meine Kräfte messen. Ich hielt, neben einigen wenigen Kameraden, am längsten durch. Bei diesen Übungen sammelte ich Kraft und Willensstärke.

Das Fräulein Helga

Von Rumpenheim ging es weiter nach Hausen im Taunus. Feldwebel Fritz Morawetz war mein Zugführer und Quartiermacher. Er wusste, dass ich Junglerer war, und wies mir deshalb ein Quartier in der Schule von Hausen zu. Auf dem Wege dorthin begegneten mir zwei Bäuerlein: „Soldat, kommen Sie in die

Schule? Oh, da ist ein hübsches Mädchen.“ Ich kam also zum Schulhaus und meldete mich mit „Heil Hitler“. Die Quartiergeberin war Frau Stahl, ihr Mann diente in Frankreich als Oberleutnant. Sie bat mich ins Haus, ich bezog mein Quartier. Am Nachmittag kam die Tochter Helga nach Hause. Als Kärntner kannte ich die Mädchen von der Singschar – alle hübsch ... aber dieses Mädchen, ein Allerwelts Gesicht ... Am ersten Tag: kein Kontakt. Dann kamen wir uns etwas näher, sie saß auf einer Seite vom Tisch, ich auf der anderen, und wir lasen uns Gedichte vor. Sie zeigte mir ein Kunstbuch, in dem auch Bilder von Egger-Lienz abgebildet waren. Sie blätterte eine Seite auf, da saßen wir schon näher beieinander, und präsentierte mir das Bild „Mittagsmahl“. Sie forderte mich auf, genau hinzusehen. Mir fiel nichts auf. „Schauen Sie genau!“ „Ich weiß, das ist Egger-Lienz, der hat so gemalt.“ „Ja, die Hände!“ „Ja, Fräulein Helga, das ist eine Komposition, das ist sein Stil. Der Maler wollte damit die harte Arbeit der Bauern in seiner Osttiroler Heimat ausdrücken“. Solche Gespräche führten wir. An einem Sonntag war ich zum Mittagstisch eingeladen. Von zu Hause hatte ich Gott sei Dank gute Tischmanieren mitbekommen. Trotzdem saß ich wie auf Nadeln.

Nach drei Wochen kam ich von Hausen nach Höchst bei Frankfurt. Ich merkte, wie mir das Mädchen abging. Die Gespräche mit ihr ... Mit ihren sechzehneinhalb Jahren war sie eine so mütterliche Frau. Ich suchte um Wochenendurlaub an. „Kommt nicht infrage!“, hieß es. Also schrieb ich ihr einen Brief. Der wurde prompt beantwortet. So fingen wir an, uns zu schreiben, wo ich auch war, ich schrieb an das Fräulein Helga.

Leichte Flak-Abteilung 831

Endlich tat sich für mich eine Möglichkeit auf, zu den Fliegern zu kommen, und zwar nach Breslau-Hartlieb. Beim Antreten kommandierte der Staffelfkapitän: „Sie sind schon Gefreiter. Für Gefreite haben wir hier keinen Platz. Sie müssen zurück zur Truppe. Lassen Sie sich degradieren und dann kommen Sie wieder.“ Ich fuhr also zurück nach Höchst, der Hauptmann wollte mich nicht degradieren, denn das wäre in meinem Wehrpass vermerkt worden und hätte mein Weiterkommen beim Militär behindert. Ich kam nach Walldorf, wo ich mich zur Flak melden konnte. Dort stellte sich der Hauptmann vor: „Ich habe zu Hause zwei Hunde und eine Frau.“ Damit war er für mich erledigt. Das schien er auch zu spüren.

In Walldorf bekam ich, wie gesagt, die Möglichkeit, mich zur Flak-Artillerie zu melden. Das war im Mai 1940. Eine Woche nach dem Einmarsch der deutschen Truppen kamen wir nach Holland, Rotterdam brannte noch. Unsere Batterie hatte die schwere Flak-Abteilung vor Tieffliegern zu schützen, die wiederum zum Schutz des Hafens und der Werft eingesetzt war.

Als wir in Vlissingen stationiert waren, kam der Befehl, Maturanten sollten sich zu einem Test für einen Offiziersauswahllehrgang melden. Wir waren ungefähr 30 Maturanten in der Abteilung und mussten eine Prüfung absolvieren. Militärisches Wissen und Allgemeinbildung wurden abgefragt. Nach dieser ersten Auslese wurde ich vom Kommandeur Major Graf von Moy vorgeladen: „Setzen Sie sich.“ Zwei Stunden lang interviewte er mich. Er wollte über die Familienverhältnisse Bescheid wissen, den Beruf des Vaters ... Ich gab Antwort: Abwehrkämpfer, Goldene Tapferkeitsmedaille. Major Graf von Moy war ein väterlicher Mensch. Ganz großartig!

Von den 30 Mann, die sich gemeldet hatten, wurden drei für den Offiziersauswahllehrgang als reif befunden und ich war dabei. So kam ich in das Lager Waalhaven in Rotterdam, um weitere Prüfungen zu bestehen. Der sechswöchige Auswahllehrgang war sehr streng, wir wurden körperlich und geistig gefordert. Aus ganz Holland waren 90 Anwärter versammelt.

An einem Sonntag war ich zum Wachdienst eingeteilt. Es kam ein Eisverkäufer vorbei, dem ich ein Eis abkaufte. Das war wahrscheinlich verdorben. Bald nach dem Verzehr bekam ich einen Mordsdurchfall. Als ich vom stillen Örtchen zurückkam, sah ich, wie sich die anderen mit Sturmgepäck für einen nächtlichen Orientierungslauf fertig machten. Obwohl ich krank war, ging ich mit. Nach einer halben Stunde hockte ich schon in einem Strauch drinnen, das ging so weiter, immer wieder musste ich austreten und dann die anderen wieder einholen. Nichtsdestotrotz landeten wir um Mitternacht als zweitbeste Gruppe. Das brachte mir viele Pluspunkte ein.

Luftkriegsschule 6 Bernau

Von den 90 Anwärtern im Lehrgang wurden sechs für die Ausbildung an der Luftkriegsschule 6 in Berlin-Bernau ausgewählt. Der Wilhelm war dabei. Wir sechs wurden herausgeholt und beglückwünscht. Ich war unter den Bewerbern der einzige Gefreite. Das war an einem Samstag. Und schon am darauffolgenden Montag sollten wir in Bernau sein. Also sofort auf nach Vlissingen, um den

Marschbefehl zu holen. Der Hauptmann verabschiedete mich mit den Worten: „Ich muss Sie schicken, aber Sie werden eh nicht bestehen.“ Das gab mir erst recht Auftrieb!

Kaum in Berlin angekommen – nach ein paar Tagen – mitten in der Nacht ein menschliches Rühren und der Wilhelm braucht dringend eine Toilette. Unsere Stube war die erste neben dem Eingang, gegenüber befanden sich die Duschen und Toilettenanlagen. Ich trug ein Nachthemd – das war Vorschrift – und durfte keinesfalls in einem solchen Aufzug am Gang erwischt werden. Ich hätte mich für den Toilettengang umadjustieren und eine Sporthose und ein Sporthemd anziehen müssen. Das hatte ich nicht getan. Als ich über den Gang huschte, fiel plötzlich ein Lichtkegel auf mich und ich wurde angeschrien: „Sie da!“ Sollte ich jetzt stehen bleiben? Tat ich das nicht, würden alle Kameraden geweckt werden. Also blieb ich stehen. „Name?“ „Gefreiter Millonigg“. Am Samstag musste ich zum Rapport. „Warum sind Sie hier?“, fragte mich Hauptmann Loibetsberger aus Linz. „Ich weiß es nicht“, war meine ehrliche Antwort. Er fragte mich das drei Mal. „Sie sind in einem unvorschriftsmäßigen Anzug in der Nacht gesehen worden!“ – „Jawohl, Herr Hauptmann.“ Ausgangssperre war die Strafe. Die Kameraden schauten sich Berlin an und der Wilhelm saß allein auf der Stube und studierte sein Skriptum. Und paukte, paukte, paukte.

Im Unterricht beim Lufttaktiker musste jeden Tag einer aus dem Zug den Wehrmachtsbericht darlegen. Als ich drankam, hatte gerade der Ostfeldzug begonnen. Davor hatte es eine Woche lang keine Nachrichten gegeben. Wie der Teufel es wollte, musste also ich, neben dem allgemeinen Wehrmachtsbericht, über die Lage an der Ostfront referieren. Ich saß am Radioapparat, bereitete mich vor und schrieb eifrig mit. Es kam eine Sondermeldung nach der anderen. Im Unterricht berichtete ich zuerst über die Lage an der Westfront, danach über die Ostfront. Es wurde ein sehr langer Bericht, der sogar beim Lufttaktiker einen besonderen Eindruck hinterließ.

Der Lehrgang in der Luftkriegsschule dauerte viereinhalb Monate. Im Laufe der Abschlussfeier kamen Hauptmann Sperling und Oberleutnant Moos auf uns zu und ich wurde gefragt: „Millonigg, was glauben Sie, haben Sie bestanden?“ Ich antwortete, dass ich es nicht wisse. „Sie haben bestanden!“ „Das glaube ich nicht!“, brachte ich heraus. „Sie wollen einem Offizierswort nicht glauben?“ „Jawohl, Herr Hauptmann, ich habe bestanden.“ „Na, also.“ Die Kameraden stießen mich an: „Eine Runde Bier.“ Bis dahin war ich Abstinenzler gewesen. Hauptmann Sperling orderte eine Runde Schnaps und es hieß: „Ex!“ Drei Mal ging das so. Ich hatte eine kleine Alkoholvergiftung. Am nächsten Tag – die

anderen waren schon zum Frühsport angetreten – blieb ich in der Stube und versuchte, das Erbrechen zu unterdrücken. Als die Kameraden zurückkamen, zog ich meinen Overall an und ging mit zum Unterricht. Ich konnte ja nicht schwänzen. Es war August und sehr heiß in der Klasse. In der ersten Pause benetzte ich meinen Stuhlsitz mit Wasser, um mich etwas abzukühlen. Es kam der Hauptmann und zog in der Klasse beim Vortrag seine Kreise. Für eine Meldung während des Unterrichts waren drei Stufen vorgesehen: Erstens, man richtet sich auf und schaut dem Vortragenden nach. Zweitens, man schlägt die Hacken zusammen. Beidem schenkte der Hauptmann keine Aufmerksamkeit. Was aber aus mir heraus wollte, stieg immer höher und höher. Die dritte Stufe war: Aufstehen. Das tat ich und gleichzeitig schrie ich: „Herr Hauptmann!“ Er sah mich an und brüllte: „Hinaus!“ Ich stürmte in die gegenüberliegende Toilette. Vor der WC-Schüssel ging ich in die Knie ...

Ich hörte meine Kameraden, 30 Mann, draußen marschieren. Am Weg zum Kasino wurde immer ein Lied gesungen, auch am Rückweg, ich erkannte sie am Gesang. Es war also höchste Zeit, mich aufzurappeln. Ich meldete mich krank und bekam im Krankenrevier einen Mundvoll Tierkohle und dazu Rizinusöl. Dort blieb ich über Nacht.

Am nächsten Tag war die Generalprobe für die Abschlussparade angesetzt. Da musste der Wilhelm dabei sein. Also meldete ich mich in der Krankenstation ab und stand zwei Stunden mit schlotternden Knien in der Augusthitze. Am Tag darauf bildete die Parade mit 900 Mann das Ende der Ausbildung. Gleich im Anschluss daran erhielten wir unsere Marschbefehle. Für mich hieß es, zurück nach Holland.

Unteroffizier und Leutnant Millonigg

In Vlissingen angekommen, meldete ich mich bei meiner Batterie und machte meinen Dienst als Gefreiter. Die Absolvierung der Kriegsschule wurde vom Hauptmann ignoriert. Eines Tages lief ich Leutnant Rochlitz, der mir vom Auswahllehrgang bekannt war, über den Weg: „Wieso treffe ich Sie noch als Gefreiten an, Sie sind doch zum Unteroffizier befördert worden?“ Ich wusste das nicht, denn der Hauptmann hatte mich nicht verständigt, obwohl der Abteilungsbeehl schon draußen gewesen war. Nun hieß es: schnell in die Schneiderei und die Uniform anpassen lassen.